


LISA APPIGNANESI



DIE
ANDERE
FRAU

ROMAN



aufbau *digital*

»Was ist mit meinem Vater passiert?«

Sie sah mich einen Moment ruhig an. In ihrem Gesicht regte sich nichts außer einem beinahe unmerklichen Zucken der Mundwinkel. Dann schob sie mich in die Küche, setzte Milch auf, fragte mich, ob ich Honig dazu haben wollte, und goss den Trank in eine der großen Frühstücksschüsseln. Sie setzte sich hin und blickte mir erst dann in die Augen.

»Dein Vater hat uns verlassen«, antwortete sie. Sie lächelte, aber es wirkte irgendwie nicht richtig, und an der Art, wie sie nervös die Dinge auf dem Tisch hin und her schob, merkte ich, dass das noch nicht die ganze Geschichte war.

»Du meinst, er ist gestorben.« Sie glaubte wohl, ich wüsste nichts vom Tod. Erwachsene machen immer so ein geheimnisvolles Gewese darum. Vielleicht hatte sie ja Angst, es mir zu sagen. Aber in England hatte ich viele tote Mäuse in den Feldern gesehen und beobachtet, wie Small mit ihnen spielte und sie mit der Pfote hin und her schob.

»Nein, er ist nicht tot.« Sie hielt inne. »Er hat uns nur verlassen, als du etwa zwei Jahre alt warst.«

»Du meinst, er war ein schlechter Mensch«, sagte ich. Unvorstellbar, dass Chris Robinson und Stephanie verließ!

»Nein, ein schlechter Mensch war er nicht. Er war ein guter Mensch.« Sie verschränkte ihre Hände fest vor sich. Sie wollte offensichtlich nicht weiterreden, aber sie würde es tun. Meine Mutter war immer fair.

»Warum hat er uns verlassen?« fragte ich hartnäckig weiter. »Hat er uns gehasst?«

»Nein. Er hat uns geliebt, sehr sogar. Dich ganz besonders.« Sie lächelte, aber diesmal mislang es ihr noch gründlicher.

»Warum ist er dann gegangen?«

»Er hatte das Gefühl, er müsste es tun. Und er hatte recht.«

Ich mochte kaum glauben, dass sie den letzten Satz wirklich ernst meinte. »Wolltest du denn, dass er geht?«

»Ja.« Ihre Stimme bebte ein wenig, deswegen wiederholte sie das Wort entschlossener.

»Wohin ist er gegangen?«

»In den Fernen Osten.«

Das war so vage, dass ich mir nicht vorstellen konnte, was sie meinte, aber meine nächste Frage war mir so wichtig, dass ich einfach weitermachte.

»Kommt er zurück und besucht uns?«

Da strich sie mir über das Haar. Es war eine seltene Geste, die sie für die Gelegenheiten reserviert hatte, wenn ich krank war. Ich wusste, was sie sagen würde, bevor sie die Worte aussprach. »Ich glaube nicht. Es ist sehr weit weg.« Anscheinend sah ich aus, als müsste ich gleich losheulen, denn sie sprach hastig weiter. »Ich versuche es dir besser zu erklären, wenn du älter bist.«

Ich weiß nicht, warum ich diese erste Szene deutlicher erinnere als die anderen, aber es ist so. Ich muss meiner Mutter zugestehen, dass sie Wort hielt, und es mir in den folgenden Jahren immer wieder erklärte, wenn ich fragte. Allmählich bekam ich heraus, dass mein Vater Arzt war und im Krieg im Widerstand gekämpft hatte. Danach wollte er auch weiterhin gute, nützliche Dinge tun. Bekannte fragten ihn, ob er nach Vietnam gehen wollte, wo er aufgewachsen war, um dort im Hôpital Gall, dem französischen Krankenhaus, zu arbeiten. Meine Mutter wollte nicht mitgehen, weil es zu gefährlich für mich war. Außerdem fand ihr Leben hier in Paris statt. Da er nicht bleiben konnte, trennten sie sich. Immer wieder sagte sie, dass er das Recht dazu gehabt hatte, und jedesmal presste sie bei diesen Worten ihre Lippen fest zusammen.

Sie fing an, mir Geschichten über ihn zu erzählen, kleine

Geschichten, zum Beispiel, wie gern er segelte, und dass er einmal ein Boot gehabt hatte, wie sehr er Kohl verabscheute und wie gut er Windeln wechseln konnte. Aber auch Bedeutsameres: Zum Beispiel, dass er für seine Arbeit ausgezeichnet worden war und dass er sich auf Verbrennungen und Hauttransplantationen spezialisiert hatte.

Nur: Je mehr Gutes sie mir über ihn erzählte, desto weniger glaubte ich ihr und desto mehr verabscheute ich ihn. Ich fand, er hatte etwas Unverzeihliches getan, und ihre Geschichten sollten das nur verschleiern, damit wir ihm verzeihen konnten. Vermutlich konnte sie ihm in ihrem Innersten ebenfalls nicht vergeben und verabscheute ihn mit einer beinahe unkontrollierbaren Leidenschaft. Warum sonst passten ihre Lippen und ihre Augen so wenig zusammen, wenn sie über ihn redete?

Als ich älter wurde und anfang, ihn zu kritisieren, verteidigte meine Mutter ihn unnachgiebig. Was ich auch sagte, sie stand immer auf seiner Seite. Fast wie ein brillanter Anwalt, der fürstlich dafür bezahlt wird, seinen Klienten weiß zu waschen. Insgeheim bewunderte ich sie für ihre Unnachgiebigkeit, aber ich suchte etwas anderes.

Wahrscheinlich die Wahrheit.

Nachdem ich das Wort »Scheidung« gelernt hatte, fragte ich sie eines Abends beiläufig, ob sie geschieden war und vielleicht wieder heiraten wollte. Wir machten gerade den Abwasch, sie trocknete ab, und ich spülte. Ich sehe noch, wie ihr ein Glas aus der Hand glitt. Als ich wagte, ihr ins Gesicht zu blicken, wirkte es wie eingefroren. Erst als sie die Scherben zusammenkehrte, antwortete sie mir. Ihre Stimme klang ruhig, wenn auch vielleicht etwas gepresst. Sie erwiderte, sie wäre schon zu alt, um wieder zu heiraten.

Rückblickend denke ich, dass sie wohl immer auf die Rückkehr meines Vaters gehofft hat. Sie war schon nicht mehr ganz jung, als sie ihn kennenlernte, und die knapp sechs Jahre, die sie zusammenlebten,

prägten sie offenbar für ihr ganzes Leben. Als ich mit der Fragerei begann, muss sie Ende Dreißig gewesen sein. Sie war eine schlanke, hübsche Frau mit dichtem Haar, das sie zu einem Zopf zusammenrollte. Manchmal durfte ich es bürsten, dann wunderte ich mich über die weiße Strähne, die an ihrer Stirn begann und sich auffällig durch das glatte, schwarze Haar wand.

Sie hat mir niemals von Briefen erzählt, die sie vielleicht in all den Jahren von meinem Vater erhalten hatte. Aber sie las alle Nachrichten über Vietnam, vielleicht in der Hoffnung, auf seinen Namen zu stoßen. Während des langen Krieges gehörte sie zahllosen Komitees an, die sich für Frieden in Vietnam einsetzten ...

Sie blieb eine Frau, die nur einem Mann gehörte. Ganz anders als ihre Tochter. Ob aus Liebe oder aus Hass weiß ich bis heute nicht.

5. Kapitel

Von meinem Hotel Intercontinental aus erkunde ich die Stadt. Außer mit Kellnern und dem Hotelpersonal am Empfang spreche ich mit niemandem. Jeden Tag unternehme ich einen Ausflug in ein anderes Arrondissement. Ist mein Ziel zu weit entfernt, benutze ich auch die Metro. Ich tauche aus ihrem Kokon auf und wandere ziellos durch die Straßen, ohne mich in Museen oder Gallerien zu flüchten. Ich habe keine Pläne, bis auf den, alle Viertel abzugehen. Ich betrachte die Fassaden, verliere mich auf Märkten oder sitze in Cafés und verfolge das endlose Spektakel auf den Straßen.

Am ersten Tag bin ich auf den Eiffelturm gestiegen und habe Stunden damit verbracht, herauszufinden, wo der eine Bezirk anfängt und der nächste beginnt. Dann habe ich mich durch das linke Ufer gearbeitet und mit einem Paris begonnen, von dessen Existenz ich bis jetzt nicht einmal etwas wusste. Vorbei am Quai de Grenelle zu einer neuen Stadt, die aussieht wie ein geschmackvolleres Chicago mit ihren modernen Gebäuden aus Glas und Stahl, einem kleinen Park mit Brunnen und versteckten Gärten, von denen jeder unter einem bestimmten Thema angelegt wurde. Am Samstag bin ich ins siebte Arrondissement gegangen, über die eleganten Straßen hinter der Nationalversammlung. Hier ist das Leben versteckt, spielt sich hinter makellosen Wänden ab. Man erhascht nur einen kurzen Eindruck, wenn die schweren Tore einen Blick auf die prächtigen Höfe gewähren oder wenn man zufällig auf den Boulevard St Germain stößt.

Für die vertrauteren Straßen des sechsten Arrondissements bin ich noch nicht bereit. Ich ändere die Richtung, wandere die Champs Elysées entlang und weiter nach Norden. Dort stoße ich auf die Blumenstände an der Place des Ternes und gelange schließlich in den Parc Monceau. Ich sitze auf einer Bank, beobachte die kahlen Bäume